

Die Heimat ruft und schreckt

Medizinstudierende aus Afrika finden sich im Zwiespalt zwischen zwei Welten

Gehen oder bleiben? Diese Frage stellt sich Medizinstudierenden aus Entwicklungsländern. Am Montagabend berichteten zwei angehende Mediziner aus Afrika im Studium Generale von diesem zentralen Konflikt. Sie gaben dabei auch einen Einblick in die medizinische Versorgung ihrer Heimat.

ARIANA ZUSTRA

Tübingen. Christelle Nono Chekam, 23, kommt aus Kamerun und begann 2008 ihr Medizinstudium in Tübingen. Claude Cyrille Evouna, 24, kommt aus Gabun. Dank einem Stipendienprogramm begann er 2006 sein Medizinstudium in Tübingen.

Der Vortrag der beiden Afrikaner klärte über die medizinische Versorgung ihrer Heimatländer auf. Vor allem aber gab er Einblick in den so genannten Braindrain, also die Abwanderung gut ausgebildeter Menschen aus ärmeren Ländern in reichere. Daraus ergeben sich moralische Konflikte, mit denen auch die beiden Medizinstudierenden konfrontiert sind.

Einerseits haben sie mit der guten Ausbildung, die sie in Deutschland genießen, die Aussicht auf eine erfolgreiche Karriere, gute Bezahlung, Sicherheit und einen hohen Lebensstandard.

Andererseits könnten sie mit ihrer Rückkehr nach Afrika den Einheimischen mit ihren Qualifikationen und ihrem Wissen helfen. Vor allem auf dem Land ist die medizinische Versorgung noch sehr schlecht. In vielen Ländern Afrikas



Arzt sein ist so anders in Afrika: Christelle Nono Chekam (links) und Claude Cyrille Evouna (rechts) mit ihrem Tübinger Mentor Carsten Köhler, dem Direktor des Instituts für Tropenmedizin.
Bild: Zustra

herrscht ein gravierender Ärztemangel. In Gabun etwa kommen auf zehntausend Patienten nur drei Ärzte. Die Frage der Rückkehr ist also eine Frage der Verantwortung. Chekam und Evouna beschäftigten sich intensiv mit diesem Thema. Sie bewegen sich zwischen zwei Welten.

Die medizinische Arbeit in Europa und Afrika unterscheidet sich sehr. Dies wurde Christelle Nono Chekam bei ihrer Famulatur in Kamerun deutlich. „Die Ärzte dort handeln ohne Ethik“, sagte sie, im Vergleich zu dem ethischen Bewusstsein, das sie hier kennengelernt hat. Sie beschrieb den Alltag so: Den Patienten werde nicht erklärt, worunter sie leiden. Sie dürften nichts fragen, sie würden medizinisch schlecht behandelt und „nur hin- und hergeschickt“.

Sollte Chekam daher in Afrika arbeiten, will sie nicht die Einzige mit dem hier erworbenem Wissen

sein. „Ich brauche gut ausgebildete Kollegen und die nötigen Geräte und Mittel. Denn allein kann ich niemandem helfen“, sagte sie.

Jedoch garantiert eine Ausbildung in Europa nicht automatisch eine Stelle in einem afrikanischen Krankenhaus. Oft ist sogar das Gegenteil der Fall. „Je besser man ist, desto mehr wird man als Konkurrenz gesehen. Die einheimischen Ärzte haben Angst, dass man ihnen die Stellen wegnimmt. Deshalb machen sie es einem besonders schwer“, berichtete Evouna. Alles laufe in Gabun, wie auch in vielen anderen afrikanischen Ländern, über Korruption, sagt er. „Man muss die richtigen Leute kennen und viel Geld haben, um erfolgreich zu sein. Alles andere ist Gottes Gnade.“

Die persönliche Bindung an das Land, in dem man studiert hat, ist ein wichtiger Aspekt bei der Rückkehr-Entscheidung. Während des langen Medizinstudiums bauen

sich ausländische Studierende in Deutschland ein neues Leben auf, sie knüpfen Freundschaften, gründen vielleicht eine Familie. Dass das Leben in einer anderen Kultur nachhaltig prägt, merken die beiden afrikanischen Jungmediziner schon jetzt. „Irgendwie wird man anders, ich habe das an mir gemerkt“, sagte Chekam. Als sie zwischendurch wieder in Kamerun war, habe sie sich über jede Kleinigkeit geärgert. Sogar mit ihren Eltern habe sie geschimpft. „Ich sagte zu ihnen: Wenn ihr zu mir sagt, ihr seid um zwei Uhr zu Hause, dann muss das auch so sein!“ erzählte sie lachend. Beide fühlen sich in Tübingen wohl und haben Freunde gefunden. Evouna kann auch schon etwas schwäbeln.

Trotz der Bindung an Deutschland betrachten es die beiden als ihre Verantwortung, irgendwann zurückzukehren und ihren Heimatländern zu helfen. Sie möchten zurückgeben, was ihnen in Deutschland durch eine gute Ausbildung ermöglicht wurde. Bei einer Rückkehr müssen sie viel opfern – „aber ich möchte das tun“, sagte Evouna. Doch nur wenn die in Europa studierenden Afrikaner zahlreich zurückkehren, sehen sie die Chance einer merklichen positiven Veränderung. „Wir müssen gemeinsam etwas bewegen“, sagte Christelle Nono Chekam.

Die beiden Mediziner hoffen, dass es über den guten Kontakt zum Tübinger Institut für Tropenmedizin gelingt, ein Netzwerk zwischen Europa und Afrika zu schaffen. Carsten Köhler, der Direktor des Instituts, will die afrikanischen Studierenden dabei unterstützen, dass trotz aller Schwierigkeiten die „eine Welt“ gelingt.